

ROMAN

GOTTES BEWEIS

ODER

PIVOUS ABSTIEG IN DIE HÖLLE

MARC FOCHLER



Marc Fochler
Gottesbeweis
oder
Pivous Abstieg in die Hölle

MARC FOCHLER

GOTTESBEWEIS

ODER

PIVOUS ABSTIEG

IN DIE HÖLLE

VELTRO VERLAG

Der Abdruck der Dante-Zitate erfolgt mit freundlicher Genehmigung nach:
Dante Alighieri. Die Göttliche Komödie. Ital. und deutsch. Übers. von Hermann Gmelin. Teil
1: Inferno – Die Hölle. Klett-Cotta, Stuttgart 1949.

Karte Dr. Wolfgang Rammacher

© Veltro Verlag

Der Veltro Verlag ist unselbständiger Teil der
G.A.M.B.ler Entertainment GmbH, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags, der
Verfilmung sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme bearbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Dr. Clemens Brunn, Hirschberg

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Umschlaggestaltung: Susann Giese, Berlin

ISBN Softcover: 978-3-347-76288-6

ISBN Hardcover: 978-3-347-76289-3

ISBN E-Book: 978-3-347-76290-9

Druck und Distribution im Auftrag des Verlages:
tredition GmbH, An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Germany

Inhalt

Prolog

Vorhölle

1. Kreis

2. Kreis

3. Kreis

4. Kreis

5. Kreis

6. Kreis

7. Kreis

8. Kreis

9. Kreis

Nachwort

Verzeichnis historischer Persönlichkeiten

Danksagung

*Meiner
Frau Sabine und meinem Sohn Cajus Fynn*

*Im Angedenken an
Elke Endruleit,
eine großartige Frau*

Prolog

Königsberg, 12. Juni 1812

Die Nacht war hell so weit im Norden. Es war, als verschwände die Sonne in dieser Zeit um die Sommersonnenwende abends nur kurz hinter dem Horizont, um gleich darauf voller Neugier wieder aufzutauchen, weil sie nichts von dem Anblick versäumen wollte, den die früher so stille Landschaft dieser Tage bot. Von überallher zogen Soldaten durch das Land – so viele, wie sie seine dunklen Wälder, seine feuchten Wiesen und seine schlechten Straßen noch nie gesehen hatten. Von frühmorgens bis spätabends war die Luft erfüllt vom Marschtritt unzähliger Stiefel, vom Knarren und Poltern der schweren Wagen, vom Rhythmus der Pferdehufe, und alle strebten nur einem Ziel zu – dem Osten. Nur nachts war es ruhig.

Doch die nächtliche Stille, die sich nun endlich über den Wald nahe Königsberg gelegt hatte, wurde jäh unterbrochen, als ein Soldat mit einer großen Trommel auf dem Rücken das Geäst durchbrach. Angstvoll lauschend sah er sich um, bevor er weiterstolperte. Hatte er seine Verfolger abgehängt? Nein, so einfach war das nicht, das wusste er. Er kannte ihre Ausbildung und ihre Ausdauer, denn noch eben war er einer von ihnen gewesen. Doch was er gerade tat, war Desertion. Desertion von den Garde-Grenadieren – der Elite der Elite, dem Inbegriff der soldatischen Tugenden des Kaiserreiches! Nie wieder würde er in ihren Reihen die Trommel schlagen oder in Galauniform vor dem Kaiser paradieren. Dieser ungeheuerliche Gedanke versetzte ihn noch mehr in Panik als die Angst vor seinen Verfolgern. Blindlings stürzte er weiter.

Vor ihm tat sich eine Lichtung auf. Er stoppte seinen Lauf und arbeitete sich, so leise es ging, vor. Die schwere Trommel mit ihrem

verräterischen Glanz hinderte ihn dabei. Er musste sie loswerden, auch wenn es ihm sehr schwerfiel, sich von ihr zu trennen. Sein neues Leben lag in ihrem metallenen Körper versteckt, und wenn er schon gerade seine Vergangenheit verlor, so wollte er doch nicht auch seine Zukunft aufs Spiel setzen. Zögerlich löste er den Riemen, den er selbst in der größten Gefahr der Schlacht nie gelockert hatte, und schob die Trommel, die er stets poliert und gepflegt hatte, als sei sie sein eigenes Kind, behutsam unter einen Busch und bedeckte sie liebevoll mit Zweigen. Dann robbte er vorsichtig zum Waldrand. Wo würden sie auf ihn lauern? Was war nur in ihn gefahren, diesen undenkbaren Schritt zu tun?

Während seine Gedanken davonschwammen, füllte sich sein Kopf mit Erinnerungsfetzen. Zurückweichende Soldaten – Linieninfanterie – »*Retraite, Retraite!*« – Der Schrei durchschneidet die Luft wie ein Messer. – Ein junger Offizier, die Augen panisch rückwärtsgewandt, fast weiß. – Das Donnern der Hufe und das Brüllen der Männer, die rücksichtslos niedergeritten werden. – Schwere Kavallerie im Angriff. – Zehn Zentner Pferd und Mensch donnern hundertfach auf sie zu und nichts scheint sie aufhalten zu können. – Er trommelt »Linie halten«, dass ihm die Finger schmerzen. – Der Befehl seines Offiziers: »*Feu!*« – Pferde schreien und stürzen. – Alles versinkt im Pulvernebel. – Nochmals kracht eine Salve. – Ein Kommando an seinem Ohr, kaum vernehmbar im Lärm der Schlacht: »*En carré, mon dieu, en carré!*« – Er wechselt den Rhythmus seines Trommelschlags. – Tausendfach geübt ziehen sich die Reihen gleich Fetttropfen auf heißem Wasser zusammen, um einen Wall von Bajonetten zu bilden. – Er ist unentrinnbar gefangen in diesem Wall aus Waffen, aber er trommelt weiter. – Plötzlich ein Aufprall. – Männer werden wie Strohpuppen zur Seite gefegt, Pferdehufe schlagen wild in die Luft, mörderisches Ringen mit Säbeln, Bajonetten, bloßen Händen. – Es kracht. Splitter, Dreck, Körper fliegen durch die Luft ... Artillerie! Man schießt in die Karrees! Dicht gedrängt stehen die Männer, jeder Einschlag schickt gleich mehrere in den Tod. – Ein glühend heißer Splitter reißt Fleisch

aus seinem Arm, aber er bemerkt es erst, als sein Blut mit jedem Schlag das Trommelfell rot färbt. – Weitertrommeln! – »*En Avant!*«, schallt es an sein Ohr und wieder ändert er den Rhythmus seines Schlages. – Die Reihen ziehen sich auseinander und setzen sich mit gefällten Bajonetten in Bewegung, marschieren über Berge von Leichen aus dem dichten Nebel heraus. Der Ruf seiner Trommel wird von den Männern aufgenommen. »*En avant!*« – Dort vor ihnen ist jetzt die eigene Kavallerie zwischen den Kanonen, von denen eine nach der anderen verstummt. Sie marschieren weiter, aber er hat mit einem Mal das Gefühl, als sei irgendetwas in ihm gerissen, unheilbar zerstört, etwas für ihn Überlebenswichtiges, von dem er bisher gar nicht wusste, dass es da war.

Seit diesem Tag hatte er Angst gehabt. Mal war es nur das Gefühl, dass eine Faust leicht seinen Magen zusammendrückte, als habe er etwas Falsches gegessen. Er bekam sich dann leicht unter Kontrolle, wenn er Wein trank. Zu anderen Zeiten jedoch überwältigte sie ihn aus heiterem Himmel und fuhr mit feurigen Fingern durch seinen Körper, bis er keine Luft mehr bekam und glaubte, wahnsinnig zu werden. Einmal war er sogar einfach weggerannt, hatte sich verkrochen, bis es vorbei war. Das durfte ihm nicht wieder passieren, aber wie sollte er es kontrollieren? Eine abgeschlagene Hand oder eine schwere Körperwunde waren Gründe, den Abschied zu nehmen. Aber unkontrollierbare Angst bei einem Gardisten? Man hätte ihn ausgelacht. So hatte er weiter mitgetan, auch wenn jeder Tag zur Qual wurde. Jetzt aber hatte sich alles verändert, denn bald zogen sie wieder in die Schlacht, und er wusste genau, dass er beim ersten Gefecht davonlaufen würde. Hinein in die Kugeln der Gegner oder der eigenen Kameraden, die bei Feigheit keine Nachsicht kannten. Aber er wollte nicht so enden. Er wollte leben! Und dann hatte sich ihm unerwartet ein letzter Ausweg gezeigt.

Er schob sich weiter vor. Die Lichtung schien verlassen. Er würde sich auf den Hügel schleichen, in das Buschwerk, und aus der Höhe die Gegend inspizieren. Wenn alles ruhig war, wollte er seine Trommel

holen und nach Westen gehen, Richtung Heimat. Er würde sich neue Papiere leisten können, denn Geld hatte er ja nun genug, und damit würde er ein friedliches neues Leben beginnen, fern der Angst, die sich in seine Gedärme fraß.

Vorsichtig erhob er sich und schlich geduckt auf den Hügel zu. Als er dann das Krachen der Äste hinter sich hörte, wusste er sofort, dass es vorbei war. Langsam wandte er sich um und sah, wie ein Berittener und mehrere Fußsoldaten aus dem Wald auf ihn zustürmten. Sie alle trugen seine Uniform. Er lief noch ein Stück den Hügel hinauf, mehr aus Reflex als in der Hoffnung zu entkommen. Als ihn der erste Säbelhieb traf, merkte er überrascht, dass er das erste Mal seit langer Zeit keine Angst mehr hatte. Dann wurde es für ihn endgültig dunkel in dieser hellen Nacht.

Paris, 23. Juni 1812

In der kleinen Schenke in einem der weniger edlen Viertel von Paris saßen, obwohl es erst kurz nach Mittag war, bereits zahlreiche Gäste. Helles Frühsommerlicht fiel durch die staubigen Scheiben in den Gastraum und zeichnete wie mit langen Fingern geometrische Figuren auf den gescheuerten Boden. Die Tische wirkten einladend, und an vielen saßen Bürger, die ihre Zeitung lasen, ihren mittäglichen Wein tranken oder rauchend und scherzend Karten spielten. An anderen Tischen jedoch sprachen die Gäste lebhaft gestikulierend aufeinander ein. Obwohl sie offensichtlich bemüht waren, ihre Unterhaltung leise zu führen, wann immer der kritische Blick des Wirtes sie streifte, ließen hie und da erregt hervorgestoßene Satzketten den Inhalt ihrer Gespräche erahnen.

Krieg lag wieder einmal drohend in der Luft. Das ruhmreiche Kaiserreich sollte seine Machtansprüche nach dem Willen Napoleon Bonapartes erneut auf dem Schlachtfeld behaupten. Schon vor einiger Zeit hatte sich seine gewaltige Armee in Marsch gesetzt. Quer durch

Europa sollte es gehen, bis an seine Ostgrenze, wo der Zar es immer noch wagte, den Plänen Napoleons zu trotzen.

Die öffentliche Meinung stand neuen Kriegen durchaus zurückhaltend gegenüber, auch wenn man sich hütete, dies offen auszusprechen, denn die Geheimpolizei war allgegenwärtig. Die Wunden der letzten Waffengänge waren kaum verheilt und viele Familien beweinten noch immer ihre toten Söhne. Der feinste Gradmesser für die innere Verfassung des Landes, der Brotpreis, war in so schwindelnde Höhen geschneit, dass die ärmere Bevölkerung wieder hungerte wie damals unter den verhassten Königen. Vom Waffenruhm allein würde man jedenfalls nicht satt werden, das wussten diese Armen aus leidvoller Erfahrung. So gärte die Stimmung in Paris unheilvoll unter der warmen Sonne des Frühsommers. Wähte man sich unbeobachtet von den lauenden Spitzeln des Polizeiministeriums, wurden die Konsequenzen eines neuen Krieges, weit weg im Reich des Zaren, hitzig diskutiert. Schaurige Nachrichten drangen schon seit längerem von den Schlachtfeldern Spaniens in die Schenken, und wer wusste, wie es erst in Russland werden würde?

Spanien und Russland, die letzten Länder auf dem europäischen Festland, die sich der Macht des Kaisers noch entgegenzustellen wagten, würden schnell geschlagen sein, meinten die einen. Die Skeptiker gaben zu bedenken, dass ein Krieg an zwei Fronten fatal sein könnte. War doch allgemein bekannt, dass der Kriegsverlauf nur dort Fortschritte machte, wo der Kaiser selbst zugegen war. Übergab er das Kommando seinen Marschällen und Generälen oder gar einem seiner Verwandten, schwand meist das Kriegsglück. Aber wie sollte er an zwei Orten gleichzeitig sein?

Letztlich jedoch hatte der Kaiser bisher noch jeden Gegner geschlagen, meinten die Optimisten. Wenn Zar Alexander sich nun entschlossen hatte, in Missachtung der von Napoleon gegen England verhängten Kontinental Sperre englischen Schiffen und Waren die Häfen zu öffnen und umgekehrt Importe aus Frankreich zu verbieten, so würde der Kaiser ihm sicher bald zeigen, wo sein Platz im Gefüge

der politischen Macht war. Außerdem kämpften jetzt nicht nur Franzosen für die französische Sache, sondern fast alle Herrscher Europas standen an der Seite Napoleons. Es würde daher schon alles gut werden, wie immer, wenn der Kaiser etwas anpackte.

So gingen auch an den Tischen dieser kleinen Schenke die Reden hin und her, und entgegen der landläufigen Meinung kümmerte es nicht einmal den Polizeiminister, wenn sich hier die Stimmung des Volkes auf so harmlose Weise ein wenig Luft machte. In einer schattigen Ecke jedoch saß eine Gruppe junger Leute, vielleicht Studenten, denen das Feuer ihrer Jugend und wohl auch der Wein eine bedenkliche Röte in die Gesichter getrieben hatte, und die von ihnen geschwungenen Reden waren weniger harmlos. Bald würden sie wohl ihre Haut irgendwo auf einem Schlachtfeld Europas zu Markte tragen müssen. Jetzt jedoch schwatzten sie noch, und ihr Thema hieß Revolution: die, die gewesen war, als sie noch an den Rockzipfeln ihrer Mütter hingen, und die, die nun folgen musste, um die von den Vätern erkämpften Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wiederherzustellen. Ideale, die der Kaiser ins Gegenteil verkehrt hatte. Von Verrat war die Rede und davon, dass man ihn, den selbsternannten Kaiser, gleich Cäsar mit dem Dolche beseitigen müsse, um von den republikanischen Idealen zu retten, was noch zu retten war. Natürlich hatte an diesem Tisch niemand einen praktikablen Plan, wann und wie man dies bewerkstelligen könnte, zumal Napoleon bereits gen Osten abgereist war. Dieser nicht unwesentliche Umstand nahm ihren Worten indes nicht die Schärfe und ihren wilden Blicken nicht das Feuer – jenen idealistischen und zugleich selbstbewussten Glanz, welcher Revolutionäre und Narren gleichermaßen auszeichnet.

Den Mann, der unauffällig gekleidet in einer dunklen Nische schräg hinter einem auf dem Schanktisch positionierten Krug mit prächtigen Frühlingsblumen saß und dessen Lippen ein kaum sichtbares zynisches Lächeln umspielten, nahm keiner der jungen Leute wahr. Fast unsichtbar lehnte sich Agent Pivou in den Schatten seines Winkels und

lauschte. Wie konnten sich Menschen nur in aller Öffentlichkeit derart um Kopf und Kragen reden? Er vermochte das nicht zu begreifen. Eben deshalb betrachtete er die Gruppe allerdings auch als ungefährlich für die Sicherheit des Kaiserreichs und hatte sich damit begnügt, über sie eine dünne Akte anzulegen, in der er dem Ministerium der Polizei empfahl, sie durch andere Agenten im Auge zu behalten, deren Zeit weniger kostbar war als die seine.

Viel ärgerlicher als all die altbekannten großen Worte, denen ohnehin keine Taten folgen würden, war für ihn der Umstand, dass er anfang, sich zu langweilen, und er wünschte sich sehnlichst, dass man ihm bald eine andere Aufgabe zuteilte. Es war eine sinnlose Verschwendung seiner außerordentlichen Fähigkeiten, tagaus, tagein in immer denselben mehr oder weniger konspirativen Schenken zu hocken, mit Leuten, bei denen er schon im Voraus wusste, welche aufrührerischen Reden sie wieder schwingen würden. Finstere Spelunken, vernebelte Gedanken, dumme Verschwörer und schmale Akten. Das war im Moment sein Leben. 35 Jahre war er alt und irgendwie hatte er in seinem Leben die Orientierung verloren. Und dies ausgerechnet in einer Zeit, wo andere jeden Tag heroische Taten vollbrachten. Nicht dass Pivou die Absicht hatte, wie jene Helden der ruhmreichen Armee, die zum Klang der Trommeln ins Feuer marschierten, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Aber es in Kaschemmen wie dieser zu verträdeln schien ihm denn doch zu öde und leer.

Missmutig griff er in seinen dunklen Mantel, der ordentlich neben ihm auf dem Stuhl lag. Er trug ihn stets bei sich, schließlich wusste man nie, wie lange eine Observation dauerte, und nachts war es doch noch empfindlich kühl. Außerdem boten seine Taschen Platz für nützliche Dinge. Bücher gegen aufkommende Langeweile zum Beispiel. Erst am Vortag hatte er eines erworben, nachdem er eine andere Gruppe selbsternannter Revolutionäre fast acht Stunden lang observiert hatte und es ihm dabei nur mit größter Selbstdisziplin gelungen war, die Augen offen zu halten. Ein Buch konnte beim Wachbleiben nützlich sein.

Jenes neue Buch war ihm vom Händler empfohlen worden, der ihm glaubhaft versichert hatte, dass der Schriftsteller – oder Dichter, wie er ihn nannte – einer der bedeutendsten Poeten und Denker aller Zeiten gewesen sei. An sich hätte dies Pivou noch nicht überzeugt, denn das klang nach schwerer Kost, und die war ihm eher zuwider. Doch hatte der Händler auch ein wenig vom Inhalt preisgegeben, und ein Werk, in dem der Leser Inferno, Purgatorio und Paradiso durchwanderte – Hölle, Fegefeuer und Himmel – und das von Schuld, Strafe und Erlösung handelte, hatte dann doch sein Interesse geweckt. Natürlich glaubte er als Kind der Revolution nicht an solcherlei Priestergewäsch, aber auch Ammenmärchen konnten spannend und unterhaltsam sein. Zudem handelte es sich um eine deutsche Ausgabe und Pivou las gern in seiner eigentlichen Muttersprache.

Mit einer jener bedächtigen, unauffälligen Bewegungen, die zu seiner Natur gehörten wie sein aschblondes Haar oder seine mittelbraunen Augen, zog er das in festes braunes Leder gebundene Buch aus der Manteltasche. »Göttliche Komödie von Dante Alighieri« stand in goldenen Lettern auf dem Einband. Auf der ersten Seite war der Stahlstich eines älteren, streng dreinblickenden Mannes mit Raubvogelnase, hoher Stirn und einer seltsamen Kopfbedeckung zu sehen. Pivou blätterte um und stieß auf eine etwas kleiner gedruckte Überschrift: »Teil I – Inferno«.

Neugierig hob er das Buch näher vor seine Augen, um langsam und konzentriert im Halbdunkel seiner Nische die ersten Zeilen zu lesen:

*Grad in der Mitte unsrer Lebensreise
Befand ich mich in einem dunklen Walde,
Weil ich den rechten Weg verloren hatte.*

Merkwürdiger Anfang, dachte er und ließ das Buch wieder sinken. Was mochte die Zeile »grad in der Mitte unsrer Lebensreise« wohl bedeuten? War hiermit die Lebensspanne des Dichters gemeint oder auch die des Lesers, da dieser Alighieri ja von »unsrer« Lebensreise

sprach? Handelte es sich also quasi um eine Anrede an einen Leser, der gleichfalls in der Mitte seines Lebens stand und den Weg verloren hatte? Einen Leser wie Pivou selbst? War auch er schon in der Mitte seiner Lebensreise angelangt?

Er war jetzt 35 Jahre alt, und wenn man dem Psalm 90 der Bibel glaubte, nach dem unser Leben normalerweise siebzig Jahre währt, hatte er diese Mitte also gerade erreicht. Doch wer achtete in dieser Zeit ohne Gott, in der die Armee Kirchen als Pferdeställe und Klöster als Lazarette nutzte, noch auf die Bibel? Zudem wusste niemand im Voraus, wann der eigene Lebensfaden durchtrennt werden würde. Er hatte in den vergangenen Jahren oft mit Menschen zu tun gehabt, die sich zuversichtlich irgendwo in der Mitte ihrer Lebensreise wähnten, während er wusste, dass sie die Endstation fast erreicht hatten – der Staat und seine Guillotinen, für die er mitunter auch als gedungener Zuträger diente, beendeten Menschenleben oft ziemlich abrupt.

Vielleicht aber war diesem Alighieri gar nicht so sehr an der durchschnittlichen, mathematischen Mitte des Lebens gelegen. Vielleicht hatte er eher das Gefühl im Blick, das uns in einem gewissen Alter beschleicht, wenn wir bemerken, dass das »irgendwann werde ich einmal« in ein »jetzt müsste ich längst« umschlägt. Bekannt waren sie Pivou jedenfalls nur zu gut, jene Zeichen, die immer deutlicher auf die Endlichkeit des Körpers hinwiesen. Sein Haar war zwar noch nicht ergraut, und auch die Zähne waren noch an ihrem Platz, aber jeden Tag verlor sein Körper ein winziges bisschen mehr an Spannkraft. Sein schwungvoller Gang von einst war einem Schreiten gewichen, welches sich langsam der Geschwindigkeit jener Honoratioren anpasste, die er früher still belächelt hatte.

»Man muss diesen Despoten und seine Marschälle beseitigen ... der Hydra die Köpfe abschlagen ... den Bürgern ihre Freiheit zurückgeben ... Der Tyrann und seine österreichische Hure müssen sterben ...«

Wortfetzen glitten zu Pivou herüber, und müde warf er einen Blick auf ihren Urheber, der sich mit rotem Kopf und wilden Gesten vor seinen Zuhörern aufbaute. Sollte er seine Worte notieren? Nein – zu

abgeschmackt waren diese Phrasen, und zu oft hatte er dergleichen gehört. Diese Kinderrevolutionäre gaben immer den gleichen Unsinn von sich. Ihm war klar, dass diese Leute Polizeiagenten wie ihn in die tiefste Hölle wünschten. Wenn sie nur wüssten, welche Höllen sie ihm bereits im Diesseits bereiteten! Jeder dieser Pseudoverschwörer konnte aufstehen und gehen, wenn sich plötzlich doch noch ein Funken Verstand in ihm regte. Nur sie, die Agenten, mussten bis zum Schluss jeder Rede bleiben und zuhören und konnten nicht einmal aufspringen und »Unsinn!« oder »Aufhören!« brüllen, mussten sie doch unsichtbar sein. Resigniert wanderte sein Blick wieder zum Buch in seinen Händen.

Wurde auch er jetzt alt? Die unerschütterlichen Überzeugungen seiner Jugend waren jedenfalls längst der Enttäuschung, Ernüchterung und Gleichgültigkeit gewichen und der zielstrebige Pfad von einst zu einer breiten, bequemen Chaussee geworden, die allerdings nirgendwo mehr hinführte. Er hatte sich damit arrangiert, das zu tun, was man von ihm verlangte. Eigentlich war es paradox, so musste er sich eingestehen, dass gerade in diesen Zeiten, in denen der Ruf von Ruhm und Sieg, Umbruch und Veränderung nicht nur das französische Volk, sondern ganz Europa in einen emotionalen Taumel versetzte, ihn selbst die Fähigkeit zur Begeisterung vollständig verlassen hatte. Und insgeheim litt er unter dieser inneren Leere. Vielleicht beneidete er diese ungeschickten, dilettantischen Verschwörer sogar ein wenig um jene ungestüme Leidenschaft, die in ihm längst erloschen war. Wenn er ihnen zuhörte, spürte er einen leisen Nachhall der eigenen Jugend. Doch auch ihre Gefühle würden vermutlich ebenso herb enttäuscht werden wie vor langer Zeit die seinen. Zusammenzuckend verbot er sich derlei ablenkende Gedanken. Auch wenn dieser Alighieri wohl Recht hatte und so mancher in der Mitte der Lebensreise seinen Weg verlor – was sagte einem schließlich diese traurige Erkenntnis? Vielleicht nur, dass man bei der Ausübung seines Berufes keine alten Dichter lesen sollte.

Während Pivou noch darüber sinnierte, ob er dieses Buch nun weiterlesen sollte oder nicht, fühlte er plötzlich eine Berührung an seiner Schulter. Erschrocken fuhr er herum und musterte den Mann, der lautlos an seinen Tisch herangetreten war. Es war ein junger Gendarm in voller Uniform, den Zweispitz locker unter den Arm geklemmt. Er schaute Pivou durchdringend an, als wolle er bereits mit diesem professionellen Blick jeden etwaigen Gedanken an Flucht im Keim ersticken.

»Was wollen Sie?«, zischte Pivou leise und eine Spur ungehaltener als nötig. Nicht dass er in seiner Position auf irgendeinen Gendarmen Rücksicht zu nehmen hatte. Aber es galt, jede Aufmerksamkeit zu vermeiden, die ihn aus seiner Unsichtbarkeit herausriss. Ein schneller Blick aus den Augenwinkeln überzeugte ihn allerdings, dass dies längst geschehen war, denn die Gespräche waren verstummt und alle Augen auf ihn gerichtet.

Die Hand des Gendarmen, die eben noch so unverschämt auf Pivous Schulter gelegen hatte, öffnete ungeschickt die obersten Knöpfe der Uniform, während sein Kopf sich zum Sitzenden herabbeugte. »Entschuldigen Sie, sind Sie Monsieur Pivou, Monsieur Karl Pivou?«

Pivou wurde blass. Hier in dieser Schenke verrichtete er verdeckte Ermittlungsarbeit. Und natürlich wusste niemand – weder hier noch im ganzen Quartier –, wie er wirklich hieß. Wieso konnte dieser Gendarm es wagen, ihn für alle vernehmlich mit seinem richtigen Namen anzusprechen? War nun er an der Reihe? Holte man jetzt ihn, wie man in seiner Laufbahn so viele andere geholt hatte?

Der Gendarm wartete gar nicht erst auf seine Antwort. »Monsieur Pivou, ich habe eine Nachricht für Sie und soll Sie Ihnen ausschließlich persönlich übergeben. Sie stammt von Seiner Exzellenz, dem Duc de Rovigo. Soweit Sie daher Monsieur Pivou sind, bitte ich Sie, sich zu erkennen zu geben.«

Pivou bemerkte, dass sich die ohnehin sehr militärische Haltung des jungen Gendarmen bei der Erwähnung des Herzogs von Rovigo noch etwas straffte, was darauf hindeutete, dass er tatsächlich vom

mächtigen Polizeiminister Savary, dem Duc de Rovigo, beauftragt war. Dann allerdings war der Mann nur ein Bote. Und die indiskrete Art ihrer Überbringung war bereits ein Teil der Botschaft. Pivou, der sich wieder etwas entspannte, konnte sich dennoch nicht verkneifen, den Gendarmen, der wohl letztlich nur getan hatte, was ihm ausdrücklich aufgetragen worden war, dafür zurechtzuweisen. »Monsieur, ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie nicht dem ganzen Lokal zu verstehen geben würden, wer ich bin«, zischte er. »Wenn Sie eine Nachricht aus dem Polizeiministerium haben, so übergeben Sie mir diese unauffällig. Danach dürfen Sie sich entfernen.«

Pivou schob die sorgfältig versiegelte Nachricht in die Innentasche seines Mantels. Jetzt galt es nur noch, sich einen einigermaßen würdevollen Abgang aus dieser Schenke zu verschaffen. Sein Auftrag hier war definitiv beendet. Dennoch konnte er der Versuchung nicht widerstehen, im Gehen noch einen letzten Blick über den Raum zu werfen und sich an dem Anblick der plötzlich schreckensbleichen Großmäuler zu weiden. Eingeschüchtert waren ihre Augen auf den unvermittelt sichtbar gewordenen Agenten gerichtet, und aus ihren eben noch wild feurigen Blicken sprach nun die bange Frage, ob sie bereits im Rachen des Löwen steckten oder ihm noch einmal würden entkommen können.

Erbärmlich, wie erbärmlich und tatsächlich völlig ungefährlich, dachte Pivou beinahe mitleidig und kehrte diesem ergiebigen Jagdrevier für dünne Polizeiakten auf immer den Rücken.

Verona, 23. Juni 1312

Schwarz wie Tinte waren die Wolken, die an diesem Junitag aus Süden über Verona aufzogen, als wollten sie die Stadt erobern. Die drückende Schwüle kroch wie ein schleimiger Wurm durch die Straßen und machte jede Bewegung zur Qual. Dennoch hastete ein hagerer Mann durch die stickigen Gassen. Schweiß rann ihm über die hohe

Stirn und sammelte sich in den tiefen Furchen, die sein ruheloser Geist dort eingegraben hatte. Sein Gang hatte etwas Getriebenes und seine Schritte griffen stets so weit aus, wie es unter dem dünnen Gewand, das er sorgsam in Ordnung zu halten suchte, noch mit Würde möglich war. Einmal strauchelte er, und seiner Hand entglitten einige beschriebene Seiten. Eiligst las er die Blätter vom staubigen Boden der Lehmstraße auf, prüfte ängstlich, ob an ihnen auch kein Schaden entstanden sei, und schob sie behutsam wieder unter sein Gewand. Gleich war er am Markt, dem öffentlichen Herzen der Stadt. Hier trafen nicht nur ständig neue Waren aus aller Herren Länder ein, sondern auch alle Neuigkeiten und Gerüchte, von den Händlern aus nahen und fernen Gegenden mitgebracht, fanden hier ihren Umschlagplatz und wurden, gleich der übrigen Ware, ausgebreitet, geprüft, gewogen und verschachert. Hier wollte er sich von jenen unerhörten Nachrichten überzeugen, die ihn bereits gerüchteweise erreicht und ganz gegen seine Gewohnheit gar aus seinem Arbeitszimmer getrieben hatten.

Heinrich VII. von Luxemburg, so ging die Rede, gewählter Kaiser von Deutschland, sollte nun tatsächlich offiziell vom Papst in Rom zum Kaiser über das Abendland gekrönt werden. Oh, mochte diese Kunde nur stimmen, so betete still der Eilende. Alle seine Hoffnungen ruhten auf diesem jungen und starken Monarchen. Würde es ihm, dem schuldlos aus seiner Vaterstadt Verbannten, nach zehn bitteren Jahren nun endlich erlaubt sein, in sein geliebtes Florenz zurückzukehren, aus dem er seinerzeit vertrieben worden war wie ein Hund, den die neuen schwarzen Herren nicht mehr auf ihrem Hof duldeten?

Letzten Herbst hatte es schon einmal einen Hoffnungsschimmer für ihn gegeben. Viele der Verbannten des Jahres 1302 waren amnestiert worden. Doch dann erfuhr er, dass einige Söhne und Töchter der Stadt ausdrücklich von der Amnestie ausgenommen worden waren; und

auch der Name Dante da Alighiero di Bellincione d'Alighiero befand sich auf dieser furchtbaren Liste. Wie konnten sie ausgerechnet ihm, der Florenz mit heißem Herzen alles gegeben hatte, was er zu geben vermochte, bei Todesandrohung die Rückkehr verweigern? Wie mit glühenden Eisen waren die Worte dieses endgültigen Urteilsspruchs der Stadt Florenz in sein Herz geschrieben, in der Region, wo der Stolz seinen Wohnsitz hat.

Erste Tropfen schlugen dem Verbannten ins Gesicht. Die schwarzen Wolken aus dem Süden, aus Richtung Florenz, die wie finstere Reiterscharen über den Himmel zogen, hatten sich schwer über der Stadt zusammengeballt, als wolle das Schwarz aus Florenz selbst hier seine unheildrohenden Schatten werfen. Aber wie dem reinigenden Gewitter frische, kühle Luft folgt, so würde der neue Kaiser Heinrich VII. Gerechtigkeit an ihm und allen anderen üben. Er würde mit eiserner Faust die schwarzen Machthaber in Florenz zerschmettern, und ihm, Dante, unter dem Jubel der Florentiner die Rückkehr ermöglichen. Der Kranz des Dichters würde sein Haupt zieren und er würde auch dort die Anerkennung bekommen, die ihm zustand.

Ein Blitz durchschnitt die Luft, und der folgende Donner, der von den nahen Bergen unheimlich verrollte, ließ ihn erschreckt in den Eingang eines Hauses springen. Jetzt öffnete der Himmel seine Schleusen, und ein ungeheurer Platzregen ging auf die staubigen Straßen nieder. Resigniert legte Dante den Kopf an die kühlen Mauersteine. Er konnte nicht weiter, ohne den Schatz an seiner Brust, die kostbaren Blätter, zu gefährden.

Doch in ihm brannte die Neugierde. Er musste wissen, ob der Kaiser wirklich in Rom gesalbt werden würde. Auch Rom wurde ja, wie fast ganz Italien, von einem unbarmherzigen Bürgerkrieg zerrissen. Die kaisertreuen Ghibellinen und die papsttreuen Guelfen lieferten sich blutige Straßenschlachten, und Heinrichs durch die Pest

grausam dezimierte Truppen waren nicht in der Lage, die Ruhe in der Stadt wiederherzustellen. Auch wollte die Fama wissen, dass der Papst ohnehin nicht in Rom war. Vielmehr weile seine Heiligkeit derzeit in Avignon, wo er sich mit dem vor Geldgier geifernden französischen König gut Freund machte. Wer also sollte Heinrich in Rom zum Kaiser salben?

Wiederum beschlichen Zweifel den Verbannten. Er würde weiter abwarten müssen, so wie er es seit zehn langen Jahren tat. Er würde unter diesen kühlen Steinen warten, bis die schwarzen Wolken abgezogen waren. Aber lange, so fühlte er, würde er wohl nicht mehr warten können, denn er war bereits 47 Jahre alt.

Paris, 23. Juni 1812

Als Pivou in den warmen Pariser Junitag hinaustrat, fand er die Straßen gefüllt mit gut gekleideten Bürgern, die teils schlendernd, teils in geschäftsmäßigem Schritt vorbeiflanierten. Der Sommeranfang lag in der Luft und alles lud zum Genießen und Verweilen ein. Eher widerwillig erbrach Pivou das Siegel des eben erhaltenen Briefes und begann zu lesen. Das Schreiben enthielt die knappe Anweisung, sich augenblicklich im Polizeiministerium im Hôtel de Juigne am Quai Voltaire bei Savary, Duc de Rovigo, einzufinden, dem Polizeiminister des Kaisers. Pivou fröstelte. Der Minister hatte diesen Brief sogar persönlich unterschrieben. Beunruhigend. Seit der Entmachtung von Savarys Vorgänger Fouché hatte Pivou niemals eine persönliche Anweisung von einem Minister erhalten. Und selbst unter Fouché, mit dem ihn mehr als nur streng Dienstliches verband, waren ihm Dienstanweisungen nicht auf direktem Weg zugestellt worden. Schnell winkte Pivou eine Kutsche heran, ein Luxus, den er sich sonst nicht leistete.

Am Quai Voltaire angelangt, wurde er sofort zum Minister vorgelassen – ein weiterer Umstand, dem Pivou eine unheilvolle

Bedeutung zumaß. Als er eintrat, saß Anne Jean Marie René Savary, einer der mächtigsten Männer des Kaiserreiches, an seinem wuchtigen und mit viel Gold verzierten Schreibtisch und schien in seine Arbeit vertieft. Pivou war schon früher in diesem Zimmer empfangen worden. Sofort fiel ihm auf, wie sehr sich dessen Ausstattung verändert hatte, seitdem Polizeiminister Fouché in Ungnade gefallen war. Schwere Vorhänge rahmten jetzt die großen, vormals schmucklosen Fenster. Die Wände, an denen zuvor nur triste Regale mit Akten gestanden hatten, waren nun mit wertvollen handgemalten Tapeten verziert und mit kostbaren Bildern behängt. Sogar frische Blumen standen auf einer der kunstvoll verzierten Kommoden, wo sich ehemals nur Papiere und Mappen gestapelt hatten. Savary selbst war über eine Dokumentenmappe gebeugt und beachtete weder das Eintreten Pivous noch dessen respektvolle Verbeugung. Erst mit dem Geräusch der sich schließenden Tür blickte er auf und schaute seinen Gast schweigend an, als wolle er sich in kürzester Zeit ein möglichst vollständiges Bild von ihm machen.

»Agent Pivou«, begann er dann ohne Begrüßung, während er die Mappe wegschob und die Spitzen seiner gepflegten Finger aneinanderlegte, »ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen die Untersuchung eines Verbrechens zu übertragen, dessen Aufklärung im allerhöchsten Interesse des Kaiserreiches liegt. Es handelt sich bei dieser Angelegenheit um den gewaltsamen Tod eines Angehörigen der Kaisergarde, genauer, um die Ermordung eines der Tamboure des zweiten Regiments der Garde-Grenadiere. Er ist, wie man mir schrieb, durch zahlreiche Säbelhiebe und möglicherweise auch Messerstiche getötet oder besser – geschlachtet worden.« Der Polizeiminister machte eine kurze Pause und musterte Pivou prüfend.

Pivou hielt seinem Blick stand und legte sich eine Antwort zurecht. »Euer Exzellenz mögen verzeihen, aber wäre die Sache nicht eher Aufgabe der Polizei desjenigen Pariser Departements, in dessen Zuständigkeitsbereich sich der Mord ereignet hat oder vielleicht noch eher der Gendarmen der Armee? Überdies ging ich bisher davon aus,

dass sich die Garde-Grenadiere, wie der Großteil der übrigen Armee, gegenwärtig mit dem Kaiser an der russischen Grenze befinden und nicht hier in Paris.«

»Korrekt«, entgegnete Savary mit einem süffisanten Lächeln, »tatsächlich befinden sie sich derzeit vermutlich schon in der Nähe von Kowno am Njemen, dem Grenzfluss zum russischen Zarenreich. Fest steht, der Mord geschah vor zehn Tagen bei Königsberg. Wie Sie sicher nachvollziehen können, also in einem Gebiet, das sich der Zuständigkeit unserer hochgeschätzten Pariser Departements-Polizei entzieht. Sie werden sich deshalb an den Njemen oder vielleicht sogar bis nach Wilna begeben müssen, um Ihre Ermittlungen aufzunehmen. Das dringende Ersuchen hierzu kam übrigens direkt vom Duc de Vicenza Armand de Caulaincourt, dem Großstallmeister des Kaisers. Da der Duc Seiner Majestät sehr nahesteht, darf man sogar annehmen, dass letztlich der Kaiser selbst die Anweisung gegeben hat, in dieser Sache einen Agenten aus Paris anzufordern. Sie verstehen daher sicher die Tragweite der Angelegenheit.«

Sprachlos versuchte Pivou, seine Gedanken zu ordnen. Allein die Reise an die Grenze des Zarenreichs würde wohl über zwei Wochen dauern. Und bis dahin war die Armee sicher schon weitergezogen. Welchen Zweck konnte also seine Anwesenheit am Ende Europas überhaupt haben? Überdies verspürte Pivou keinerlei Neigung, wochenlang in unbequemen Kutschen durch Europa zu fahren, um in ein Land zu gelangen, mit dem er nur Winter und Ödnis verband. Und das mit Frankreich Krieg führte. Allerdings wusste er, dass es hier auf seine eigenen Wünsche nicht ankam.

»Euer Exzellenz«, antwortete er daher nach einigem Zögern, »selbstverständlich ist es mir eine Ehre, dass man mich für geeignet hält, solch schwierige Ermittlungen zu führen. Allein, es scheint mir – bei allem Respekt – unangebracht, aus Paris einen Ermittler zu entsenden, wenn der Mord bei seinem Eintreffen am Ort des Geschehens schon fast einen Monat zurückliegt und sich alle Zeugen vermutlich mindestens hundert Kilometer weiter bei der Armee

befinden. Es erschiene mir tatsächlich geeigneter, wenn die Gendarmerie der Armee vor Ort diesen Fall aufgreifen würde.«

Savary zog kaum merklich die Augenbrauen hoch. Statt einer Zurechtweisung senkte er seine Stimme zu einem Flüstern: »Es freut mich, dass Sie bereits versuchen, sich in den Fall einzudenken, aber lassen Sie mich Ihre vorschnellen Bedenken durch einige ergänzende Ausführungen zerstreuen. Natürlich ist ein Mord allein tatsächlich kein zwingender Anlass, einen Ermittler quer durch Europa reisen zu lassen, selbst dann, wenn das Opfer ein Tambour der Garde ist. Entscheidend in diesem Fall ist vielmehr, dass in unmittelbarer Nähe des Toten fast 75000 Rubel in Assignaten zu je 25 Rubel gefunden wurden.« Savary machte eine Kunstpause, um einen Augenblick Pivous fragenden Blick zu genießen. Dann fuhr er erklärend fort: »Dieser Betrag reicht aus, um ein Landgut zu kaufen und auf Jahre zu unterhalten. Als noch merkwürdiger erweist sich der Fall jedoch dadurch, dass es sich bei den Assignaten eindeutig um Falschgeld handelt, und zwar, wie mir Seine Exzellenz, der Duc de Vicenza, in seinem Schreiben glaubhaft versichert, um Fälschungen von so minderer Qualität, dass sie leicht als solche zu erkennen sind, vorausgesetzt, man ist der kyrillischen Schrift mächtig.«

Savary machte erneut eine Pause, um Pivou Gelegenheit zu geben, die neue Information zu verarbeiten. Dann fuhr er fort: »Sie verstehen, worin die Brisanz dieses Falles liegt. Wenn dieses Papiergeld durch Angehörige der Armee in Umlauf gerät und sich in Russland herumspricht, dass die Grande Armée mit Falschgeld zahlt, so wäre es fortan fast unmöglich, in den besetzten Gebieten noch mit Rubel-Assignaten Handel zu treiben. Das ohnehin nur schwache Vertrauen der russischen Kaufleute in das vor einigen Jahren eingeführte Papiergeld wäre bald vollständig zerstört. Dies aber wäre fatal, da unser Kaiser vorhat, die Armeeverpflegung durch Käufe bei russischen oder polnischen Händlern zu ergänzen. Es können nämlich unmöglich sämtliche Vorräte auf den Nachschubwegen beschafft werden und Plünderungen verbieten sich, will man nicht die Sympathie der

Bevölkerung verspielen. Zu diesem Zweck führt er selbst erhebliche Bestände an Rubel-Assignaten mit sich, die durch diese Fälschungen wertlos zu werden drohen. Es wäre deshalb durchaus denkbar, dass der Zar selbst hinter diesem Auftauchen von Falschgeld steckt. Er könnte, mit Unterstützung von Agenten in französischen Uniformen, das Geld in Umlauf bringen, um so das Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit unserer Armee zu erschüttern und ihre Versorgung zu sabotieren. Die Tatsache, dass es sich bei dem Toten, der das Falschgeld bei sich hatte, um einen Angehörigen der Garde-Grenadiere handelt, ließe allerdings noch eine viel schlimmere Vermutung zu. Das könnte nämlich bedeuten, dass der lange Arm des Zaren vielleicht sogar bis zu den Garde-Grenadieren reicht. Stellen Sie sich das einmal vor! Die Garde-Grenadiere befinden sich fast immer in unmittelbarer Nähe des Kaisers, und er vertraut ihnen sein Leben an. Wir brauchen deshalb dringend Gewissheit, was es mit der ganzen Sache auf sich hat.«

Savary sah Pivou fest in die Augen, als sei der Agent ein Feldoffizier, dem er die Notwendigkeit der selbstmörderischen Erstürmung einer Schanze ins Gehirn einbrennen wollte. »Weitaus wichtiger als die Untersuchung der Todesumstände des Tambours ist es also, dass Sie ermitteln, wie er an das Falschgeld gekommen ist und ob noch mehr in Umlauf gebracht wurde. Am allerwichtigsten ist es jedoch zu klären, ob es noch mehr Personen innerhalb oder außerhalb der Garde gibt, die möglicherweise Kontakte zur russischen Seite unterhalten. Wenn Sie die Quelle des Falschgeldes ausfindig machen, erhalten Sie sicher auch Antworten auf diese Fragen und Hinweise auf den oder die Mörder. Doch selbst wenn Sie dabei scheitern, muss zumindest um jeden Preis dafür gesorgt werden, dass nicht noch weitere gefälschte Rubel-Assignaten in Umlauf gebracht werden. Das also wäre Ihr Auftrag. Dass er zudem streng geheim ist, versteht sich von selbst. Gibt es Ihrerseits noch Fragen?« Der Tonfall, in dem der Minister seinen ungewöhnlich langen Monolog abschloss, ließ keinen Zweifel

daran, dass Savary damit alle wesentlichen Fakten als geklärt erachtete.

»Euer Exzellenz, eine Frage hätte ich mit Eurer gnädigen Erlaubnis allerdings noch. Wie kamen Sie darauf, gerade mich mit dieser ehrenvollen Sendung zu betrauen? Sicherlich gibt es jüngere Beamte, die diese ruhmvolle Aufgabe ebenso gern übernehmen würden.«

Ein falsches Lächeln zeigte sich auf den Lippen des Duc. »Agent Pivou, obwohl die Entscheidung sehr schnell getroffen werden musste, ist die Wahl keineswegs zufällig auf Sie gefallen. Wie ich Ihrer Akte entnehmen konnte, haben Sie bereits früher Gelegenheit gehabt, Erfahrungen beim Aufspüren von gefälschten Assignaten zu sammeln. Überdies ist gerade Ihr Alter ein Grund, Sie auszuwählen, denn Sie werden es mit den Garde-Grenadieren zu tun bekommen, Soldaten, die teilweise sogar der Alten Garde angehören. Diese Kämpfer sind eher Ihres Jahrgangs, stellen aber dennoch die tapferste und disziplinierteste Auslese unserer Armee dar. Selbst der Kaiser lässt keinen Zweifel daran, dass er diese Einheit allen anderen vorzieht. Was allerdings auch dazu geführt hat, dass sich die Garde, nun ja, ein wenig verselbstständigt hat. Sie fühlt sich nur dem Kaiser unterstellt, und eine Kooperation mit dem Polizeiministerium dürfte daher wohl nicht selbstverständlich sein. Außerdem sind Sie, wie ich Ihrer Akte entnehme, als Elsässer zweisprachig. Dies scheint mir von Vorteil, da große Teile der Armee deutschsprachig sind. Letztlich allerdings, und dies war für mich das wichtigste Kriterium, habe ich kürzlich vernommen, dass mein Vorgänger, der derzeit in Aix privatisierende Polizeiminister Fouché, große Stücke auf Sie gehalten hat und Sie mit ihm vertrauensvoll zusammengearbeitet haben. Finden Sie nicht auch, dass gerade dies Sie für diese heikle Angelegenheit besonders empfiehlt?« Savary lehnte sich in seinem Stuhl zurück und fixierte Pivou mit kalten Augen. Sein Mund bildete nun einen harten weißen Strich und alle Freundlichkeit war aus seinen Zügen gewichen.

Das unbehagliche Gefühl, das Pivou seit der eigentümlichen Übergabe des versiegelten Briefes aus dem Polizeiministerium begleitet

hatte, schlug nun vollends in kalte Angst um. Natürlich, das wusste er, hatte Savary ihn soeben keineswegs gelobt. Vielmehr bildeten seine Worte eine unverhohlene Drohung. Jedem war bekannt, dass Joseph Fouché vor etlichen Monaten wegen allzu eigenmächtiger Kontakte mit England aus dem Amt gejagt und durch Savary ersetzt worden war. Ebenso war es ein offenes Geheimnis, dass Fouché, quasi als Abschiedsgeschenk, sämtliche Akten aus dem Polizeiministerium entwendet und damit seinen Nachfolger ohne die geringste Kenntnis des von ihm aufgebauten Informantennetzes gelassen hatte. Kurz darauf ergriff Fouché die Flucht, um dem Zorn des Kaisers zu entgehen, der in solcherlei Angelegenheiten wenig Humor besaß. Savary musste nun alle Informantenverbindungen erst mühevoll rekonstruieren und neue Akten anlegen, wofür er Monate benötigte. Spätestens seit diesem Vorfall hasste Savary Fouché mit hingebungsvoller Leidenschaft – und damit auch jeden, der ihm nahegestanden hatte. Nicht allgemein bekannt war demgegenüber allerdings die Tatsache, dass sich in letzter Zeit die Fälle häuften, in denen Informanten und Agenten, mit denen der ehemalige Polizeiminister Fouché eng zusammengearbeitet hatte, entweder auf undurchsichtige Weise enttarnt wurden, zu Tode kamen oder einfach nur verschwanden. Savary war nun offensichtlich dabei, seine Behörde neu zu organisieren, und er verfuhr dabei nicht gerade zimperlich. Und nun war auch Pivou demonstrativ enttarnt worden. Kein Zweifel: Savarys Augenmerk war auf ihn gefallen, und er durfte sich noch glücklich schätzen, nicht mit dem Tod, sondern nur mit der Verbannung an die Grenzen Europas bestraft zu werden.

Die Stimme Savarys riss ihn aus seinen Gedanken. »Hier ist zu Ihrer Information ein Exemplar einer echten 25-Rubel-Assignate. Ich gehe davon aus, dass Ihnen ihr Aussehen noch unbekannt sein dürfte. Sobald Sie am Standort der Armee angelangt sind, suchen Sie sofort Seine Exzellenz, den Duc de Vicenza, auf. Caulaincourt wird Ihnen weitere Anweisungen geben. Ebenfalls habe ich für Sie ein Begleitschreiben vorbereitet, das Sie mit der Autorität des

Polizeiministeriums ausstattet und Ihnen an allen Relaisstationen bevorzugte Behandlung sichern wird. Wie Sie dem Schreiben entnehmen können, lautet Ihr offizieller Auftrag dahingehend, bei der Organisation der Polizeikräfte in den besetzten Städten und Landstrichen zu helfen. Außerdem sollen Sie bei schwereren Fällen eingreifen, wenn die Kräfte vor Ort überfordert sind. Dies sollte Ihnen hinreichend Bewegungsfreiheit verschaffen. Ich erwarte, dass Sie noch heute aufbrechen und sich auf schnellstem Weg zur Armee begeben. Hier haben Sie hinreichend Barschaft, was Ihnen die Reise erleichtern sollte.«

Damit war die Unterredung beendet und Minister Savary wandte sich bereits dem nächsten Schreiben zu. Pivou begab sich mit einer förmlichen Verbeugung zur Tür. Der Minister blickte noch einmal kurz auf und fixierte ihn abschätzig, als hätte er ein ekliges Insekt vor sich: »Und grüßen Sie mir den Njemen, Agent Pivou! *Bon voyage!*«

Westliches Ufer des Njemen, 23. Juni 1812

Wie in Paris war auch hier, am Njemen, dem Fluss, den die Deutschen Memel und die Russen Neman nennen, die Nacht vom 22. auf den 23. Juni 1812 klar und hell, und so konnte man selbst jetzt, kurz nach Mitternacht, noch das gelbliche Wasser träge fließen sehen. Der Njemen war hier, vor den Toren von Kowno, nicht sehr breit. Von einer Seite zur anderen maß er kaum mehr als eine der großen Prachtstraßen in Paris. Wäre er nicht seit fast vierzig Jahren der westliche Grenzfluss des russischen Zarenreichs, so wäre er vermutlich eine für die Geschichtsschreibung unbedeutende Landmarke geblieben. Doch dann hatten sich vor fast genau sechs Jahren gerade hier, auf einem Floß mitten im Fluss, der russische Zar und der französische Kaiser zum Schwur ewiger Freundschaft getroffen, den Frieden von Tilsit geschlossen und den Njemen als gemeinsame Grenze ihrer

Einflussbereiche bestätigt. Und nun vollzog sich an seinen Ufern, in dieser hellen Juninacht im Jahre 1812, das Schicksal Europas.

Am westlichen Ufer hatte sich ein vor Ungeduld bebender furchterregender Drache zum Sprung bereitgemacht. Seine glühenden Augen funkelten voller Hass und Gier, wenn er über den Fluss blickte. Dieser Drache war Frankreichs Grande Armée, die gewaltigste, die die Welt je gesehen hatte, und beseelt vom Geist Kaiser Napoleons I.

Auf vier Säulen ruhte der gewaltige Rumpf des Ungeheuers, bestehend aus den französischen Korps der Marschälle Davout, Oudinot, Ney sowie der prächtigen Kavallerie des Königs von Neapel, Murat. Ein Aufgebot von insgesamt mehr als einhundert-siebzigttausend Soldaten. Hinzu kamen zahlreiche Hilfscorps, allen voran das polnische Korps unter Fürst Poniatowski, die Armeen der verbündeten deutschen Königreiche und die italienischen Kontingente. Den Kopf und das eiserne Rückgrat des Drachen bildeten jedoch der Kaiser selbst, seine Stabsoffiziere und die über fünfzigtausend Mann seiner Garde. Die besten Soldaten fast ganz Europas waren hier versammelt, um dem Untier die nötige Führung und den festen Rückhalt zu geben. Die Schwingen des Drachen ragten weit nach Norden und Süden. Das zehnte Armeecorps unter Marschall MacDonald setzte sich mit den preußischen Verbündeten weit nordwärts in Richtung Riga in Marsch, während das siebte und das achte Armeecorps und die österreichische Armee unter General Schwarzenberg bis tief in den Süden den anderen Flügel bildeten. Der Schwanz dieses Monstrums mit seinen vielen Spitzen zog sich durch fast alle Ländereien Europas. Unzählige Nachschubkolonnen, Verpflegungs- und Munitionstransporte, Reserveeinheiten, Händler sowie ein Strom von Zivilisten aller Professionen folgten dem Drachen bei seinem gierigen Sprung und halfen, ihn zu nähren und zu stärken.

Strahlend, unbezwingbar und angsteinflößend war das Ungeheuer. Soldaten aus allen Winkeln des Kontinents bildeten in ihren leuchtenden Uniformen, blinkenden Harnischen und glänzenden Waffen seine Schuppen, die in den Farben des Regenbogens im

Wettstreit mit der Sonne strahlten. Und jetzt, in dieser historischen Nacht, machte sich dieser tausendfarbige Drache bereit, den Fluss zu überschreiten, um mit seinem Feuer und seinen Klauen den russischen Bären zu bezwingen. Seit Tagen hatte er schon gierig mit den Füßen gescharrt, die Beute witternd, die sich gleich hinter dem Fluss verbergen musste. Und nun war es endlich so weit. Nun sollten die Waffen sprechen und der gewaltige Bär durch die Macht des entfesselten Drachen in die Knie gezwungen werden. Schon seit den späten Abendstunden hörte man die Stimme des Drachen. Noch klang sie sacht und fast flüsternd im Vergleich zu dem Brüllen, das aufbranden würde, wenn auch seine annähernd tausend Feuermünder ihre Stimmen erhoben, um glühende Kanonenkugeln zu spucken.

Sappeure der Grande Armée hatten leise begonnen, drei Pontonbrücken über den Fluss voranzutreiben, die jetzt wie gierige Finger auf das andere Ufer zuwuchsen. Napoleon selbst hatte diese Stelle ausgewählt, nachdem die ans jenseitige Ufer entsandten Agenten gemeldet hatten, dass sich die russischen Truppen mit ihren Kosaken womöglich von der Grenze zurückzögen und bereits in Richtung Wilna zum gegenwärtigen Hauptquartier des Zaren unterwegs seien. Diese Nachricht gab den Ausschlag für den Befehl zur Überquerung des Flusses.

Schnell hatten Sappeure und drei Kompanien der 13. Leichten Infanterie das gegenüberliegende Ufer besetzt. Sie sollten, nachdem sie in kleinen Booten unter sternklarem Himmel übergesetzt waren, die Landungsstelle decken, indem sie sich im Sand des jenseitigen Ufers eingruben. Überraschend war man jedoch auf fast keine Gegenwehr gestoßen. Gespannte Stille lastete deshalb auf den am Ufer wartenden Truppen. Was mochte der Tagesbefehl bedeuten, in dem der Kaiser den Beginn des Zweiten Polnischen Krieges angekündigt hatte? Der Erste war mit dem Frieden von Tilsit beendet worden. Jedoch hatte Russland seinen dort geleisteten Schwur längst gebrochen und Frankreich nicht bei der Blockade gegen England unterstützt. Gerüchte machten die Runde. Abergläubische Stimmen fragten, ob es